

EDITORIAL

Über Musik, zu Hörendes also zu schreiben, war noch nie leicht. Ein Glück, möchte man meinen, dass – beispielsweise – die Notenschrift erfunden, die Musik mit Texten versehen wurde und komponierende Individuen sich eingefunden haben. So war und ist immer auch über Handfestes, über Sichtbares, Lesbares, (Lebens-)Geschichtliches oder Intentionales zu berichten – immer auch? Nicht selten: immer nur, denn das, was die Musik im Aneignungsprozess der Hörenden zusammenhält: der Sound blieb seltsam ausgegrenzt. Noch seltsamer scheint, dass sich im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit, der potentiellen Allgegenwart aller Musik und damit auch allerlei Soundzuschreibungen derlei Demarkationslinien kaum verschoben haben.

Über Sound zu schreiben, war also nicht nur noch nie leicht, sondern ist auch in musikwissenschaftlichen Kontexten kaum erprobt. Aber selbstverständlich ist es auf mancherlei Weise möglich: Indem man wie Martin Pfeleiderer und Thomas Böhm den (Be-)Deutungsmustern von Sound nachspürt oder wie Theodore Gracyk die vielfach unterschätzten qualitativen (Be-)Deutungen von Sound im Abgleich mit der Bildenden Kunst nachzeichnet; indem man wie Alfred Smudits eine kurzgefasste Technik-Geschichte der Popsound-Produktion entwirft oder wie Ralf von Appen und Sean Albiez in Segmenten dieser Geschichte Entwicklungsstränge entwirrt; indem man wie Jack Bishop, Frédéric Döhl und Matthias Rieger das Bemühen um die Soundebenen durch geografische, juristische und historische Dimensionen erweitert; oder indem man wie Dietrich Helms nahezu alle Paradigmen traditioneller musikwissenschaftlicher Analyse verabschiedet, da sie sich zur Kenntnis und Erkenntnis des »Systems Sound« nicht eignen.

Über Sound zu schreiben, war aber und ist noch immer, obgleich es noch nie leicht war, in musikjournalistischen Kontexten nicht allein gang und gäbe, sondern essentiell. Wir freuen uns daher, dass neben Musikwissenschaftlern auch sechs Autoren und eine Autorin aus dem popjournalistischen Bereich unser Angebot zur Mitarbeit angenommen und der ›grauen Theorie‹ eine auch sprachlich andere Farbe an die Seite gestellt haben. Ihre im vorliegenden Buch schriftbildlich abgehobenen Texte illustrieren und reflektieren den freilich nur vordergründig subjektiven Zugriff auf exemplarische

Pop Sounds – von Miles Davis bis My Bloody Valentine oder Blumfeld... Ebenso freuen wir uns, dass unter den musikwissenschaftlich orientierten Autoren auch solche zur Mitarbeit angeregt werden konnten, die von den im deutschen Sprachraum waltenden begrifflichen Nuancen zwischen »Sound« und »Klang(farbe)« unberührt sind. Wir haben uns entschieden, diese englisch-sprachigen Texte im Original zu belassen – nicht etwa wegen der im Rock/Pop-Bereich so gerne herangezogenen Authentizität, sondern weil hier tatsächlich in einer anderen Sprache anders über Sound geschrieben wird.

Allen Teilnehmern an unserem Pop Sounds-Diskurs sei an dieser Stelle gedankt für die engagierte und durchweg konstruktive Mitarbeit. Bedanken möchten und müssen wir uns ebenfalls bei unserem Verlag für eine wunderbar reibungsfreie Zusammenarbeit und nicht zuletzt bei dem Studiengang Musik/Musikwissenschaft sowie dem Fachbereich Kulturwissenschaften der Universität Bremen für die großzügige finanzielle Unterstützung dieses Buches.

Thomas Phleps und Ralf von Appen
Bremen, im Juli 2003